

Der Tod vergisst nie

Andreas Hultberg

Der Tod vergisst nie

Kriminalroman

Prolog

Lissabon, an einem Tag im Juli

Die Autofähre tuckerte mit einem monotonen Motorenbrummen über den Tejo. Sie war, wie meistens um diese Zeit, wenn der Berufsverkehr versiegt war, nur spärlich beladen. Die seichten Wellen des Flusses, der den unscheinbaren Vorort Almada von der portugiesischen Hauptstadt trennt, glitzerten im orangefarbenen Licht der Abendsonne. Ein allerletztes Mal wollten sie den unvergesslichen Blick über die weitläufige Bucht auf die Silhouette der Metropole genießen. Linker Hand grüßten die imposante Christus-Statue und die rotlackierte Ponte 25 de Abril. Für einen Augenblick wädhnten sie sich in Rio de Janeiro und San Francisco zugleich. Doch die Stadt am gegenüberliegenden Ufer war Lissabon, eine häufig unterschätzte Perle auf der Landkarte Südeuropas.

Hinter ihnen lagen zwei Wochen voller neuer Eindrücke und Erlebnisse. Nur einen Tag zuvor hatten sie sich noch von der südländischen Sonne brutzeln lassen, die erfrischenden Wellen des Atlantiks genossen und in ihren Bikinis, die mehr zeigten, als sie verhüllten, so manchen Männerblick auf sich gezogen. Am Abend hatten sie ein letztes Mal gegrillte Sardinen gegessen, reichlich Portwein in sich hineingeschüttet und später in der Stranddisco getanzt bis zum Morgengrauen. Die dunklen Ringe unter ihren Augen wirkten beinahe wie Veilchen und waren Zeugen des während der letzten 14 Tage aufgestaunten Schlafdefizits.

Besonders Julia, von ihren Freundinnen meistens Jule gerufen und mit ihren 18 Jahren die Jüngste unter ihnen, hatte schwer mit der Müdigkeit zu kämpfen. Sie trug ein blassgelbes, ärmelloses Top und helle Baumwollshorts, die ihre dezente Bräune besonders gut zur Geltung brachten. Erst wenige Wochen zuvor hatte sie Abitur gemacht und wollte in Kürze ihr Jurastudium in Erlangen aufnehmen. Sie war 1,65 Meter groß

und schlank, hatte weiche, liebliche Gesichtszüge, lange naturblonde Haare und war schlicht und ergreifend bildhübsch. Jegliches Make-up wäre bei ihr Verschwendung gewesen. Sie gehörte einfach zu jener Gattung weiblicher Wesen, nach der sich die Männer, ob sie nun wollten oder nicht, automatisch umdrehten. An jedem Finger hätte sie zehn haben können, aber seitdem ihr bislang einziger ernstzunehmender Freund sie nach Strich und Faden betrogen hatte, war sie von der Liebe erst einmal geheilt. Zudem war sie recht konservativ erzogen und von Natur aus ziemlich schüchtern.

Marie-Louise, ihre Klassenkameradin, verkörperte das genaue Gegenteil. Sie strotzte geradezu vor Selbstbewusstsein, und wechselnde Geschlechtspartner – vorrangig Frauen, aber hin und wieder auch mal ein Kerl – gaben sich quasi die Klinke zu ihrem Schlafzimmer in die Hand. Sie hatte eine hyperaktive Ader und war permanent auf der Suche. Dementsprechend stand ihre berufliche Zukunft noch völlig in den Sternen. Weder ihre Frisur noch ihre Haarfarbe ließen sich genau definieren. Momentan war ihre rechte Schädelhälfte fast kahlgeschoren, während sie linksseitig eine schulterlange, dunkelblaue, mit bunten Strähnen durchsetzte Mähne trug. Ihr Körper war eine Landkarte aus aneinandergereihten Tattoos und mit Piercings übersät. In ihrem Gesicht wimmelte es nur so von blitzendem Metall. Sie war ziemlich kleingewachsen, etwas korpulent und nicht wirklich hübsch, aber allemal ein Hingucker. Ihr knapper Jeansrock im Used-Look war eigentlich etwas zu kurz und das ausgewaschene Herrenunterhemd, das sie dazu trug, auch nicht unbedingt vorteilhaft.

Ganz anders Nathalie: Sie hatte ein schmales Spitzmausgesicht, war großgewachsen und extrem schlank, um nicht zu sagen, spindeldürr. Fast hätte man meinen können, sie sei magerüchtig. Ein leichtes Sommerkleid umspielte ihre dünnen Beine. Das halblange mittelbraune Haar hielt sie hinten mit einem Gummiband zusammen; die feine Struktur passte zu ihrer gazellenhaften, beinahe zerbrechlichen Erscheinung. Erst

im vergangenen Monat war sie 21 geworden und damit die Einzige unter ihnen, die einen Leihwagen anmieten durfte. Sie war sehr sprachbegabt, studierte seit zwei Jahren Anglistik und plante ab Herbst ein Auslandssemester in den USA. Für die Liebe blieb ihr unterdessen nur wenig Zeit. Ihren letzten festen Freund hatte sie sieben Monate zuvor abgeschossen; seither konzentrierte sie sich voll und ganz auf die Ausbildung. Sie war so etwas wie der ruhende Pol der Gruppe, konnte stundenlang mit ihrem eBook-Reader in der Sonne liegen und ein Buch nach dem anderen verschlingen. Es gab kaum etwas, das sie ernstlich aus der Ruhe brachte.

Der mit Abstand heißeste Feger unter den Girls war Kim. Ihre ausgefransten Hotpants waren extrem knapp geraten, und das lachsrote Spaghetti-Top wäre auch als Bikinioberteil durchgegangen. Obwohl sie noch nicht einmal 20 war, hatte sie schon mehrfach die Arbeitsstelle gewechselt. Derzeit war sie als ungelernte Anwaltsgehilfin tätig, aber es fiel nicht gerade leicht, sie sich in seriöser Kleidung hinter dem Schreibtisch irgendeiner Kanzlei vorzustellen. Sie hatte ein zartes Puppengesicht, eine Wahnsinnsfigur und vor allem endlos lange Beine. Ihre pechschwarzen Haare, die sie meist lässig zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden trug, unterstrichen den südländischen Teint. Einen Großteil des Urlaubs hatte sie mit irgendwelchen Typen im Bett verbracht, und in ihrem Innersten freute sie sich schon wieder auf neue Abenteuer zu Hause.

Nach rund fünfzehnminütiger Fahrtzeit verließen die Mädchen schließlich die Fähre. Sie stellten den angemieteten Seat Ibiza am Cais de Sodré ab, schlenderten gemütlich bis zum Praça do Comércio und von dort weiter durch den Arco Monumental auf die belebte Rua Augusta mit ihren zahlreichen Restaurants und Geschäften, um sich mit letzten Souvenirs und Mitbringseln einzudecken. *Lissabon ist einfach eine Stadt zum Verlieben*, ging es Jule durch den Kopf, und allzu gern hätte sie die Reset-Taste gedrückt, um einfach noch mal zurück auf Anfang zu gehen. Doch am frühen Abend würde

sie der Flieger wieder nach Hause und zurück in ihren Alltag bringen.

Kurz nach vier begaben sie sich schließlich mit einem Kaleidoskop vielfältiger Eindrücke und Erinnerungen im Gepäck auf den Weg zum Flughafen. Noch einmal warfen sie einen sehnsüchtigen Blick zurück über den Fluss, stiegen in den Seat und fuhren auf die Eixo Norte-Sul. Eine scheinbar endlose Blechlawine wand sich behäbig durch die Rush Hour und schleuderte ihre Abgase in die aufgeheizte Atmosphäre. Die hell verputzten Häuser entlang der Strecke funkelten im Sonnenlicht, und die Tejo-Brücke schimmerte bronzefarben. Irgendwann wurde es ruhiger auf der Strecke, und während der Fahrt herrschte eine Stimmung zwischen übermütiger Ausgelassenheit und latenter Melancholie.

Aus dem Autoradio dudelte Lady Gagas *Pokerface*. Sie waren gerade im Begriff, auf die Ringstraße Segunda Circular in Richtung Aeroporto abzufahren, als der dunkelgrüne Ford Fiesta wie ein todbringendes Geschoss aus dem Hinterhalt auf sie zuraste und sich im nächsten Augenblick in die rechte Seite ihres Seats bohrte.

Bremsenquietschen, ein Knallen und Reißen, ein Bers-ten, das Schaben von Metall auf Metall – und schon war alles vorbei. Es folgte eine gespenstische Stille, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Ein unheilverheißender Geruchsmix aus verbranntem Gummi und ausgelaufenem Benzin waberte über den dampfenden Asphalt. Als wäre soeben eine Splitterbombe detoniert, lagen zerfetzte Karosserieteile und Fragmente aufgeschlitzter Reifen über die Fahrbahn verstreut. Beide Wagen waren zu einem einzigen unförmigen Blechknäuel verschmolzen. Die Straße war von einem glitschigen Schmierfilm aus Blut, Sprit und Öl getränkt. Sirenengeheul und Blaulichtgewitter peitschten durch die Luft, und wenig später wuselte eine Armee von Polizisten, Feuerwehrleuten, Notärzten und Sanitätern am Ort des Geschehens umher. Für eines der Mädchen jedoch kam jede Hilfe zu spät.

Zwei Tote nach tragischem Crash, titelten die Lokalzeitungen am darauffolgenden Tag. Der Fahrer des Ford Fiesta war noch am Unfallort gestorben, und Julia hatte trotz intensivster Bemühungen der behandelnden Mediziner die Nacht nicht überlebt. Nathalie verbrachte mehrere Tage auf dem rasiermesserscharfen Grat zwischen Leben und Tod, ehe sie zunächst auf die Normalstation und fast drei Wochen darauf in die Heimat entlassen wurde. Bis auf eine geringfügige Bewegungseinschränkung ihrer rechten Hand erinnerte bald schon nichts mehr an das verhängnisvolle Ereignis. Marie-Louise und Kim waren mit vergleichsweise leichten Blessuren davongekommen. Sie hatten wahrhaft Glück im Unglück gehabt. Dennoch sollte ihnen die Erinnerung an jene Tage in Lissabon bis ans Lebensende ins Gedächtnis eingegraben bleiben.

Kapitel 1

Drei Jahre später
Erfurt – Montag, 20. August

Die Nacht war kurz gewesen. Sie hatte keinen Schlaf gefunden und sich unentwegt von einer Seite auf die andere gewälzt. Wie ein Parasit hatte sich die Hitze der vergangenen Tage im Mauerwerk der Wohnung festgesetzt. Zudem hatten die Schläge der nahegelegenen Kirchturmglöckchen mit stupider Grausamkeit jede Viertelstunde die Stille durchschnitten. Die rot leuchtenden Ziffern auf der Funkuhr und die langsam aufziehende Dämmerung kündigten den neuen Tag an. Das Zwitschern der Vögel schwoll zu einer immer lauter werdenden Symphonie an, und bald schon würden Rasenmäher und Motorsensen unbarmherzig das letzte Fünkchen Ruhe vertreiben, egal ob das Wochenende vorbei war oder nicht.

Zermürbt schlug sie mit der flachen Hand auf die breite Aus-Taste des Weckers, noch ehe der zu seinem akustischen Psychoterror ansetzen konnte. Sie tastete nach ihrer Brille, ohne die sie blind wie ein Maulwurf war. Behäbig wie eine alte Frau setzte sie sich auf, verweilte noch eine halbe Minute auf der Bettkante und streckte sich ein paarmal, ehe sie ins Bad schlurfte. Dort nahm sie eine kalte Dusche, um die Müdigkeit zu vertreiben, putzte sich die Zähne und trug dezentes Make-up auf. Anschließend trat sie vor den Kleiderschrank und nahm Unterwäsche, eine weiße Bluse und einen grauen Rock heraus. Die Wetterfrösche hatten für den heutigen Tag wieder Temperaturen bis zu 30 Grad gemeldet, so dass sie beschloss, auf den Blazer zu verzichten.

Aus der Küche strömte unterdessen das wohlige Aroma von frisch gebrühtem Kaffee zu ihr hinüber – wie gewohnt, hatte sie die Espressomaschine bereits am Vorabend programmiert. Magisch angezogen von dem Duft, begab sie sich in die Küche. Dort nippte sie in kleinen Schlucken an dem Muntermacher, knabberte an einer trockenen Scheibe Brot vom Vorabend und blätterte eine Weile in einer Frauenzeitschrift. Vor ihr lag eine anstrengende und, wie sie annahm, wieder einmal recht lange Arbeitswoche. Beinahe mechanisch griff sie nach ihrer Tasche, prüfte im Wandspiegel neben der Flurgarderobe ein letztes Mal ihr Äußeres und machte sich auf den Weg.

Angelika Schröder, Jahrgang 1960, war zwar etwas korpulent, aber dennoch eine attraktive Erscheinung. Ihr sympathisches Gesicht zierte eine dunkelbraune Kurzhaarfrisur, die sie je nach Laune gelegentlich durch ein paar farbige Strähnchen auflockern ließ. Seit ihr Mann sie vor sieben Jahren nur wenige Monate vor ihrer silbernen Hochzeit wegen einer Jüngeren verlassen hatte, lebte sie allein in einer Zweizimmer-Altbauwohnung am Domplatz. Fast zeitgleich hatte es ihren einzigen Sohn aus beruflichen Gründen nach Hamburg verschlagen. Vor vier Jahren war er schließlich Vater geworden und hatte kurz darauf seine Lebensgefährtin geheiratet.

Der Kontakt zu ihm und seiner jungen Familie hielt sich seither in Grenzen, was weniger der großen Distanz als vielmehr dem angespannten Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter geschuldet war.

Ihre Arbeitsstelle in der Michaelisstraße war nur einen Katzensprung von der Wohnung entfernt. Das monotone Klacken ihrer Absätze hallte rhythmisch durch die engen, um diese Zeit fast menschenleeren Gassen. Die Luft roch noch frisch und unverbraucht, kaum jemand war so früh schon auf den Beinen. Nur zwei alte Herren, die wie jeden Morgen ihre Hunde ausführten, grüßten mit einem freundlichen Lächeln. Doch bald schon würden die Leute aus ihren Häusern in die aufgeheizte Altstadt strömen. Und auch die Klimaanlage im Büro erwartete mit Sicherheit wieder einmal ein anstrengender Job.

Gedankenversunken öffnete Angelika Schröder das schwere, schwarzbraune Holzportal und trat in den langgezogenen, schwach beleuchteten Flur des alten Bürgerhauses unweit des Kulturhofs Krönbacken. Angenehme Kühle empfing sie. Mechanisch leerte sie den Briefkasten – unerwünschte Prospekte und Werbebroschüren –, hastete die knarrende Treppe hinauf und fingerte in ihrer Handtasche nach dem Büroschlüssel. Ursprünglich hatte sie Mathematik studiert, jedoch – wie so viele ostdeutsche Akademiker – kurz nach der Wende ihren Job verloren. Nach einer Umschulung war sie in die Architekturbranche gewechselt, vor gut sechs Jahren im Planungsbüro *Dr. Bock & Partner* gelandet und mittlerweile aus diesem kaum mehr wegzudenken. Heute wollte sie ein letztes Mal in aller Ruhe die Präsentation des neuen Projekts durchgehen und gegebenenfalls noch Korrekturen vornehmen. Alles sollte perfekt sein, um den Kunden restlos zu überzeugen und letzte Zweifel auszuräumen.

Sie war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die nur angelehnte Eingangstür wirklich zu registrieren. *Scheint schon jemand da zu sein*, kam es ihr in den Sinn. Ein süßlicher,

leicht fauliger Geruch wehte ihr entgegen, und eine Horde aufgebrachtter Schmeißfliegen schwirrte ihr um die Nase. Mechanisch setzte sie einen Fuß vor den anderen, vorbei an Wartebereich und Garderobe bis hin zur Rezeption. Der Anblick, der sich ihr dort bot, riss sie schlagartig aus ihrer Lethargie.

Auf dem schwarzen Drehstuhl hinter dem Tresen lehnte der regungslose Körper von Henriette Wenzel. Die Dame vom Empfang gehörte seit der Geschäftseröffnung zu Bocks Team. Mit ihrem weißblonden, fast silbrigen Haar erinnerte sie ein wenig an Tippi Hedren in Hitchcocks *Die Vögel*. Die strenge, meist tief auf die Nasenspitze vorgeschobene Lesebrille ließ sie etwas unnahbar erscheinen. Doch das täuschte: In Wirklichkeit war sie so etwas wie der gute Geist des Hauses. Sie hatte die fünfzig schon lange überschritten und lebte seit vielen Jahren allein; sie brauchte auch keinen Partner, sondern ging mit Herz und Seele in ihrer Arbeit auf. Doch jetzt hing sie wie ein Stillleben zwischen den Armlehnen, das Gesicht zur Fratze verzerrt. Aus ihrem Antlitz war jegliche Farbe gewichen, sie wirkte beinahe wie eine Wachsfigur aus *Madame Tussauds*. Ihre Augen waren unnatürlich weit aufgerissen und starrten ins Leere, durch ihr dichtes Wimpernkleid krochen weiße Fliegenlarven, und über den Körper wanderten bereits Maden. Auf ihrer Stirn prangte ein dunkel umrandetes Einschussloch, von dem zwei breite, verkrustete Rinnsale ausgingen, um sich wie ein Flussdelta über die rechte Wange bis zur weißen Bluse fortzusetzen. An dem hochaufragenden Aktenschrank hinter ihr bildeten strukturlose Fetzen eingetrockneten Bluts und Fragmente ihres zerschredderten Gehirns ein abstraktes Gemälde.

Als würde sie von einer unsichtbaren Hand ferngesteuert, setzte Angelika Schröder mit schlotternden Knien ihren Weg über den langen Flur in Richtung Chefbüro fort. Sie klopfte zaghaft an die weiße Tür und verharrte einen Augenblick, obwohl sie längst ahnte, dass von der anderen Seite kein *Herein* mehr zu erwarten war. Angsterfüllt und zögerlich drückte sie

schließlich auf die edle Messingklinke und öffnete die Pforte zu einem einzigen Kabinett des Grauens. Einen kurzen Moment stand sie wie angewurzelt auf der Schwelle, ehe ihr die Beine den Dienst versagten.

Wie zwei Schlafende lagen die leblosen Körper von Dr. Olaf Bock und seiner jungen Assistentin auf der dunkelgrünen Ledercouch. Ihre Pose und die äußerst spärliche Kleidung verrieten, dass die beiden in den letzten Minuten ihres Daseins am allerwenigsten an die Arbeit gedacht hatten. Er hatte Anzughose und Krawatte abgelegt, sein weißes Hemd war geöffnet und so weit hochgerutscht, dass es den Blick auf den behaarten Rücken und halb heruntergelassene buntkarierte Boxershorts freigab. Sie hingegen trug lediglich ein fragiles Geflecht aus dünnen Stricken. Ihre flache Bauchdecke zeigte eine unansehnliche, grau-grünliche Färbung, und die Adern schimmerten wie ein Spinnennetz durch die pergamentartige Haut. Sie sah aus wie ein Zombie. Ihre schlanken Beine waren erwartungsvoll gespreizt, während Bocks voluminöser Leib wie ein nasser Sack zwischen ihnen ruhte. Sein Kopfhaar war blutverkrustet, über seinen Rücken verteilt fanden sich insgesamt drei Einschussmale. Die Stirn der Frau dagegen offenbarte auf den ersten Blick lediglich ein einziges schwarzrotes, sternförmig umrandetes Loch.

Ein Heer von Maden und Fliegen sowie das untrügerische Aroma verblichenen Lebens zeugten davon, dass der Tod hier bereits vor einigen Tagen die Regentschaft übernommen hatte. Für eine genauere zeitliche Eingrenzung würde es vor allem auf die Untersuchungsergebnisse der forensischen Entomologen, jener ungekrönten Könige der Kleinsttierwelt, ankommen.

Der Fußboden unmittelbar vor der Couch war von einer matt glänzenden Lache benetzt – als hätte jemand einen Eimer schwarzrote Farbe verschüttet, die inzwischen getrocknet war. Auf den regungslosen Körpern beider Opfer sowie an der Sofalehne haftete ein Mosaik tiefdunkler Spritzer wie ein

makabres Autogramm aus dem Jenseits. Die Beamten des Erkennungsdienstes würden Schwerstarbeit leisten müssen, und auch den Rechtsmedizinern stand ein harter Job bevor.

»So sieht das also aus, wenn es heißt: *Bis in den Tod vereint*«, frotzelte Oberkommissar Christoph Zeller angesichts der grotesken Szenerie, die sich ihm bot. Er war Anfang 40, hatte raspelkurzes, aber dennoch volles Haar und für einen Kriminalisten eigentlich ein bisschen zu viel Bauch. Aber er sah attraktiv aus. Nach einem höchst unerfreulichen Zwischenfall während der Dienstausbildung, der mit seinem nur schwer zu bändigenden Sexualtrieb zusammenhing, war er irgendwann auf der Karriereleiter stehen geblieben. Daraufhin hatte er ebenso hilflos wie frustriert mit ansehen müssen, wie ausgerechnet seine langjährige Kollegin Lina Bredow, die er eigentlich viel lieber im Bett *unter* sich anstatt im Dienst *über* sich gehabt hätte, in der Hierarchie an ihm vorbeigezogen war. Affären pflasterten seit jeher seinen Weg; er hatte sechs Kinder mit vier verschiedenen Partnerinnen, und erst im vergangenen Herbst war er das dritte Mal geschieden worden. Er liebte die Frauen und wollte sie am liebsten alle haben, aber er konnte sie nur schwer als Vorgesetzte ertragen. Kurzum: Er war schlicht und ergreifend ein Macho der übelsten Sorte. Die wenigen, die ihn wirklich kannten, wussten freilich, dass sich unter der harten Schale ein weicher Kern verbarg. Vor allem aber galt er trotz gelegentlicher Eskapaden als brillanter Ermittler, und jedes Kriminalistenteam konnte sich glücklich schätzen, einen wie ihn in seinen Reihen zu haben.

»Dieser Mord hat eine ganz spezifische Handschrift«, fasste Lina Bredow den bisherigen Erkenntnisstand lapidar zusammen, ohne sich das flaue Gefühl in der Magengrube anmerken zu lassen. »Und die müssen wir wohl oder übel entschlüsseln, wenn wir den Täter finden wollen.«

Die 38-Jährige, seit Anfang 2004 bei der Kripo Erfurt, passte eigentlich bestens in Christophs Beuteschema. Obwohl ihre Körpergröße von nur knapp 1,65 Metern nicht gerade gängigen Modelmaßen entsprach, war sie eine attraktive Erscheinung mit weiblichen Rundungen. Sie trug einen blonden Bob und hatte weiche Gesichtszüge, die kaum vermuten ließen, dass ihr Beruf hauptsächlich darin bestand, Schwerverbrecher zu jagen und hinter Schloss und Riegel zu bringen. Im Überschwang der Gefühle hatte sie bereits kurz nach dem 18. Geburtstag ihren ersten richtigen Freund geheiratet, doch schon wenige Monate später erkennen müssen, wie vergänglich die ewige Liebe sein konnte. Danach hatte sie die meiste Zeit allein gelebt. Gelegentlich mal ein One-Night-Stand – nach einer Betriebsfeier wäre sie aus einer Sektaune heraus einmal sogar fast mit Christoph im Bett gelandet –, hin und wieder eine kurzlebige Affäre, aber alles in allem nichts Ernstes. Erst vor eineinhalb Jahren war sie wieder eine feste Beziehung eingegangen. Seither geisterten ab und an Szenen von einem verspäteten Familienglück durch ihre Träume, denn das zunehmend lauter werdende Ticken der biologischen Uhr war beim besten Willen nicht zu überhören.

»Das sind ja wirklich bahnbrechende Erkenntnisse«, stichelte Christoph. »Wie's aussieht, hat er kurzen Prozess mit den dreien gemacht. Und die zwei Hübschen hier muss er ja wirklich direkt bei der ...«, er zögerte, malte mit den Fingern Gänsefüßchen in die Luft und grinste süffisant, »... Arbeit überrascht haben.«

»Zumindest gibt es nicht den geringsten Hinweis auf irgendeine Gegenwehr, geschweige denn einen Kampf.«

»Mal abgesehen von dem Nahkampf zwischen den beiden Turteltäubchen.«

»Ich lache darüber, wenn wir den Fall gelöst haben«, entgegnete Lina. »Und ich kann nur inständig hoffen, dass wir uns dabei nicht gegenseitig im Weg stehen.«

Angelika Schröder war inzwischen wieder unter die Lebenden zurückgekehrt, wenn auch sichtlich angeschlagen. Beim Anblick der fürchterlichen Szenerie im Büro ihres Chefs hatte sie sich in einer speienden Fontäne übergeben und – sehr zum Leidwesen der Beamten von der Spurensicherung – den Tatort massiv kontaminiert, ehe sie von der Ohnmacht übermannt worden war. Dank Frau Dr. Weniger, der diensthabenden Rechtsmedizinerin, deren Aufgabe eigentlich darin bestand, sich der Toten vor Ort anzunehmen, war sie inzwischen wieder einigermaßen auf dem Damm. Nun berichtete sie stockend und mit tränenerstickter Stimme von ihrer grauenvollen Entdeckung, allerdings ohne den Ermittlern entscheidende Neuigkeiten liefern zu können.

Lina dankte der Frau dennoch mit einem mitfühlenden Blick, während sie in Gedanken bereits die nächsten Schritte auf der To-do-Liste durchging. Auf alle Fälle würde ihr und ihren Kollegen in den kommenden Tagen ein wahrer Vernehmungsmarathon bevorstehen. Es galt, so schnell wie möglich eine Reihe zu befragender Personen abzuarbeiten, allen voran die Hausbewohner und die übrigen Mitarbeiter von Dr. Bock, und sein privates Umfeld sowie den einen oder anderen Kunden zu checken. Außerdem durften natürlich die anderen Opfer des Gemetzels nicht außer Acht gelassen werden. An Feierabend, Regeneration, Schlaf oder so etwas wäre jedenfalls in nächster Zeit kaum zu denken.

Kapitel 2

Im Konferenzzimmer herrschte eine betriebsame Atmosphäre. Die Hochspannung angesichts des mysteriösen Dreifachmordes in der Innenstadt war förmlich mit Händen greifbar.

Wie die gesamte Abteilung war auch dieser Raum erst vergangenen Monat renoviert worden und wirkte dadurch hell und freundlich. Fünf längliche, hellgraue Besprechungstische waren in Form eines Hufeisens angeordnet, dessen Öffnung von der breiten Fensterfront wegzeigte. In der Mitte stand ein flaches Pult, auf dem ein aufgeklapptes Notebook, ein Beamer und ein Episkop Platz fanden. Rechts neben der Tür hingen – für alle gut einsehbar – ein festmontiertes, übergroßes Whiteboard sowie eine Leinwand, über die in einer makabren Diashow Tatortfotos flimmerten. So manchem der Anwesenden trieb der Anblick eine verräterische Blässe ins Gesicht.

Werner Heinig, der Leiter des *Dezernats für höchstpersönliche Rechtsgüter* – eine etwas schwülstige Umschreibung für das, was der Volksmund gemeinhin unter einer Mordkommission versteht –, eröffnete die Zusammenkunft mit durchdringender Stimme. Er war Ende 50, seit über 30 Jahren verheiratet und Vater zweier längst erwachsener Söhne. Nicht nur wegen seines Dienstrangs, sondern auch aufgrund seiner kräftigen Statur verströmte er eine außergewöhnliche Autorität. Mit seinen fast zwei Metern Körpergröße überragte er beinahe alles und jeden. Rein optisch gehörte er zu jener Sorte Mann, der man lieber nicht im Dunkeln begegnete. Von seinen Untergebenen verlangte er Einsatz, Disziplin und Engagement. Hielt man sich an die Spielregeln, war er fast wie ein väterlicher Freund. Er hatte eiligst ein Ermittlerteam zusammengestellt und die Leitung Hauptkommissarin Lina Bredow übertragen. Sie war nun mal sein bestes Pferd im Stall und verfügte über beträchtliche Erfahrung. Bereits mehrfach hatte sie bewiesen, dass sie auch in komplexen Fällen stets den Überblick behielt und sich nicht zu fein war, notfalls auch unpopuläre Entscheidungen zu treffen und durchzusetzen. Von den meisten Kollegen wurde sie respektiert und geachtet. Einzig mit Christoph Zeller geriet sie hin und wieder aneinander. Dennoch waren die beiden in Heinigs Augen – zumindest in dienstlicher Hinsicht – ein fast

unschlagbares Duo. Doch auch sie konnten sich verwertbare Zeugenaussagen nicht aus den Rippen schneiden, und so waren sie nach stundenlangen, nervenaufreibenden Befragungen am und um den Tatort letztendlich mit leeren Händen ins Präsidium zurückgekehrt.

»Außer den drei Opfern und der Schröder, die sie heute Morgen gefunden hat«, begann Christoph seine Ausführungen, »gehörten noch zwei weitere Sekretösinnen zum Team von Dr. Bock, und zwar ...«, hastig blätterte er in seinem Notizblock, um die Namen zu suchen, »... Marlene Friedrich und Elisabeth Tschauner, beide Anfang 30 und verheiratet. Nach übereinstimmenden Aussagen haben beide am Freitag kurz nach 18 Uhr gemeinsam das Büro verlassen, sind noch ein Stück zusammen gegangen und haben sich dann vor der Einkaufsgalerie *ANGER 1* verabschiedet.«

»Sie haben ferner ausgesagt, dass auch Henriette Wenzel im Gehen begriffen war«, fügte Jan Stahlbeck hinzu. Er war 34, gerade mal 1,70 Meter groß und sehr schlank. Dank seiner jugendhaften Erscheinung, den weichen Gesichtszügen und der braunen Fönfrisur wirkte er beinahe wie Anfang 20. Aus einer Beziehung, die weit zurücklag, hatte er eine knapp dreijährige Tochter, mit der er so viel Zeit verbrachte, wie deren Mutter und sein Job es zuließen. Unter den Kollegen galt er als äußerst akribisch und vor allem als ausgemachter Computerexperte. »Sie war schon im Treppenhaus, ist dann aber noch mal umgekehrt, weil sie irgendwas vergessen hatte.«

»Scheiß Alzheimer«, frotzelte Christoph. »Wäre sie nicht so schusselig gewesen, könnte sie noch leben.«

Heinig warf ihm einen Blick zu, der mehr sagte als tausend Worte, ehe er sich an seine leitende Ermittlerin wandte. »Die Firma heißt *Bock & Partner*. Mich würde interessieren, wer der oder die Partner sind.«

»Der Partner – es gibt nur einen – heißt Holger Wache«, antwortete Lina. »Der Mann ist 42, verheiratet und hat einen 14-jährigen Sohn. Kein Dokortitel, aber dafür Diplomarchi-

tekt, Studium an der TU Dresden. Leider konnten wir bisher noch nicht mit ihm sprechen.«

»Und warum nicht?«, raunte Heinig.

»Er ist zurzeit im Urlaub auf Guernsey«, entgegnete Lina.

»Das ist 'ne Insel im Ärmelkanal, gehört praktisch zu England«, präzisierte Anita Wosniza. Mit 28 war sie die Jüngste im Team. Sie hatte langes, rehbraunes Haar und eine Wahnsinnsfigur. Obwohl sie bereits als Dreijährige mit ihren Eltern in die DDR gekommen war, verriet ihr Akzent noch immer ihre polnische Herkunft.

»Was Sie nicht alles wissen!«, kommentierte der Dezernatsleiter mit ironischem Unterton.

»Ich war da schon mal mit meinen Eltern, 1999, während der Sonnenfinsternis. Lag fast im Kernschatten – war toll.«

»Und wie kommt man dorthin?«, erkundigte sich Heinig.

»Per Schiff, mit dem Flieger ...?«

»Geht beides.«

»Wir wissen inzwischen, dass Wache am Elften die Zehn-Uhr-Fähre ab St. Malo genommen hat«, meldete sich Stahlbeck wieder zu Wort. »Nach Auskunft der Reederei ist die Rückreise auch schon gebucht, und zwar für den ersten September. Ich habe mehrfach versucht, ihn über Handy zu erreichen, allerdings bisher ohne Erfolg.«

»Versuchen Sie es weiter!«, brummte der Dezernatschef.

»War's das zum Personal?«

»Eigentlich schon«, antwortete Christoph ungewohnt zögerlich.

»Was heißt hier ›eigentlich?‹«

»Na ja, da wäre noch eine Praktikantin. Jasmin Haller, 16, kommt demnächst in die 10. Klasse, 14-tägiges Schülerpraktikum. Der guten Ordnung halber habe ich natürlich auch mit ihr gesprochen, sie war allerdings sehr verschlossen. Ich musste ihr jedes Wort aus der Nase ziehen, aber ich denke mal, dass wir sie getrost vernachlässigen können.«

»Ich fürchte, in einem Fall wie diesem können wir es uns

nicht leisten, irgendwen oder irgendetwas zu vernachlässigen«, entgegnete Heinig barsch. »Also, was hat die Kleine gesagt?«

Christoph zuckte irritiert mit der rechten Augenbraue, blätterte hektisch in seinem Notizblock und las die wichtigsten Passagen der Aussage des Mädchens vor. »Sie ist Halbwaise und lebt zusammen mit ihrem Vater in der Johannesvorstadt. Ihre Mutter ist 2008 gestorben, ihre Schwester nur wenig später tödlich verunglückt. Bocks junge Gespielin war wohl ihre Praktikumsmentorin. Mit den beiden anderen Opfern hatte sie laut eigener Aussage in der kurzen Zeit kaum zu tun.«

Ohne darauf einzugehen, schob der Dezernatsleiter die nächste Frage hinterher. »Sind die Hausbewohner schon befragt worden?«

»Natürlich«, entgegnete Lina mit einem Nicken, nahm einen dunkelgrünen Marker und kritzelte mehr schlecht als recht – jeder Erstklässler hätte es vermutlich um Längen besser hinbekommen – den Umriss eines Hauses auf die Weißwandtafel. Schließlich unterteilte sie ihr zweifelhaftes Kunstwerk mit zwei waagerechten Strichen in drei annähernd gleich große Segmente. »Das zweite OG wird komplett von *Bock & Partner* genutzt. Der Dachboden dient als Archiv beziehungsweise Lager – ganz wie ihr wollt.« Sie schraffierte die betreffende Fläche rot. »Im ersten Stock rechts wohnt eine alte Dame, Mathilde Burckert, Anfang 80, aber noch ziemlich fit im Oberstübchen. Die linke Wohnung steht seit einem halben Jahr leer.« Sie malte ein großes B und ein dickes X in die jeweiligen Felder. »Unten links wohnen zwei junge Männer – Pascal Drömer und Hendrik Morgner –, gegenüber betreiben sie zusammen einen Computer-Shop.« Sie nahm die passenden Markierungen vor. »Angeblich treiben sie auch noch andere Dinge miteinander, so jedenfalls die Aussage von Frau Burckert«, fügte sie mit einem Grinsen hinzu. »Aber für unsere Ermittlungen dürfte das wohl eher unerheblich sein.«

»Um es kurz zu machen: Weder Drömer noch Morgner noch die Burckert haben einen Schuss gehört oder sonst ir-

gendwas mitgekriegt, was für uns von Interesse sein könnte«, kürzte Wosniza den Vortrag ihrer Kollegin ab. »Also, hier kommen wir nicht weiter.«

»Na super!«, schnaufte Heinig und legte die Stirn in Falten. »Gib't denn wenigstens schon was von der Spurensicherung?«

»So 'n Architekturbüro ist ja fast so was wie ein öffentlicher Ort«, antwortete Lina. »Da gehen tagtäglich ein Haufen Leute ein und aus und hinterlassen ein wahres Sammelsurium an Spuren inklusive DNA. Da das entscheidende Puzzleteilchen zu finden, hat was von der Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen.«

»Na, haben wir bisher überhaupt etwas Brauchbares?« Der Dezernatsleiter machte aus seiner Unzufriedenheit keinen Hehl.

»Leider nicht allzu viel. Alle drei wurden aus nächster Nähe getötet. Keinerlei Hinweise auf irgendwelche Abwehrbewegungen, geschweige denn einen Kampf – weder an der Rezeption noch in Bocks Büro –, was bedeutet, dass der Mörder zielstrebig und überraschend zugeschlagen haben muss.« Lina ließ ihren Gedanken freien Lauf, während sie mit dem Beamer einige wahllos aneinandergereihte Fotos vom Tatort an die Leinwand warf. »Die Tatwaffe ist eine Neun-Millimeter. Die Opfer weisen allesamt gezielte Kopfschüsse auf – die beiden Frauen jeweils in die Stirn, Bock dagegen in den Hinterkopf. Bei ihm kommen außerdem noch drei Rückentrefner hinzu, was darauf hindeuten könnte, dass er sozusagen das Hauptopfer ist. Aber genauso gut könnte das natürlich auch Zufall sein.«

»Ich glaube ebenso wenig an Zufälle wie an den Weihnachtsgeschehen«, meinte Christoph spöttisch und erntete ein bestätigendes Nicken von Stahlbeck. »Wie's aussieht, hatte es der Täter einzig und allein auf Bock abgesehen, und die Ladies waren lediglich Staffage oder schlicht und ergreifend zur falschen Zeit am falschen Ort ...«

»... was man freilich auch gezielt so aussehen lassen kann«, ergänzte Wosniza nebulös. »Aber ganz offensichtlich hatte Olaf Bock was mit seiner Assistentin am Laufen. Also sollten wir auch die Rache der betrogenen Ehefrau nicht ausschließen.«

»Tut mir leid, wenn ich dich enttäuschen muss, Schatz«, hielt Christoph dagegen, »aber unser Freund und seine Göttergattin lebten bereits seit längerem getrennt und sind mittlerweile auch offiziell geschieden.«

»Respekt vor so viel detektivischem Spürsinn«, erwiderte die Angesprochene und schob ihrerseits ein ironisches »Schatz« hinterher. »Natürlich kann genauso gut ein abgelegter Lover des Mädchens die Finger im Spiel gehabt haben.«

»Ja, klar doch«, kam es bärbeißig zurück. »Und die Amis waren nie auf dem Mond, die *Titanic* war in Wahrheit die *Olympic*, und George W. Bush höchstpersönlich hat die Twin Towers zum Einsturz gebracht. Willkommen im Club der Verschwörungstheoretiker!«

»Meine Herrschaften, ich muss doch sehr bitten. Wenn ich Sie daran erinnern darf: Wir haben den Mord an drei Menschen aufzuklären, da ist kein Platz für solche Späße«, fuhr Heinig dazwischen. »Was ist mit unzufriedenen Kunden, verprellten Geschäftspartnern, entlassenen Mitarbeitern und so weiter?«

»Wir arbeiten dran«, antwortete Lina dienstbeflissen. »Die Friedrich und die Tschauner wollen uns bis morgen entsprechende Listen zusammenstellen. Und Jan wird sich in der Zwischenzeit die Bürocomputer vornehmen.«

»Gut«, quittierte der Dezernatsleiter, während er beiläufig seine Brille putzte. »Außerdem sollten Sie unbedingt Bocks geschiedene Frau befragen. Auch wenn sie und ihr Mann seit längerem getrennt waren, wird sie uns sicher einiges über ihn erzählen können, was uns möglicherweise weiterbringt.«

»Das dürfte im Moment etwas schwierig sein«, entgegnete Stahlbeck zaghafte.

»Warum denn das?«, brummte Heinig mürrisch.

»Sie ist zurzeit in Asien und kommt erst in der Nacht von Donnerstag auf Freitag zurück.«

»Scheiß Urlaubszeit!«, warf Christoph dazwischen. »Die Leute lassen alle fünfse gerade sein und machen Holiday am anderen Ende der Welt, während wir uns hier den Arsch aufreißen dürfen, und das bei dieser Affenhitze.«

»Nix mit Urlaub«, erwiderte sein Kollege. »Angeblich besucht sie ihren Bruder, der seit über zehn Jahren in Hongkong lebt und vor kurzem 50 geworden ist.«

»Haben Sie die Angaben überprüft?«, hakte Heinig nach.

»Ich arbeite noch daran. Aber zumindest die Flugdaten sind sauber.«

»Nichtsdestotrotz werden wir uns in diesem Punkt wohl oder übel noch etwas gedulden müssen«, resümierte Wosniza, ehe sie einen neuen Denkansatz ins Spiel brachte. »Wie viele Todesfälle mit Schusswaffen hat es seit dem Massaker am Gutenberg-Gymnasium eigentlich in Thüringen gegeben?« Nach einer winzigen Pause beantwortete sie die Frage selbst: »Ich würde sagen, maximal ein Dutzend, eher weniger. Ergo müssen wir vor allem darüber nachdenken, was für Leute hierzulande überhaupt an ein Schießseisen und die entsprechende Munition rankommen.«

»Vielleicht war unser Mann ja auch in so 'nem Schützenverein«, sagte Christoph. »Eine Neun-Millimeter - das würde passen wie der Arsch auf 'n Eimer. Wenn ich mich recht entsinne, hat der Robert Steinhäuser damals unter anderem eine Glock 17 benutzt.«

»Kollege Zeller, Sie haben ja sicher recht mit Ihrer Feststellung, dass wir der Frage nach der Tatwaffe auf den Grund gehen müssen. Nur bringt uns Ihr Zynismus in der Sache keinen Schritt weiter«, ermahnte ihn Heinig. »Aber da Sie sich offenbar ziemlich gut mit dieser Materie auskennen, sollten Sie Ihre Kenntnisse unbedingt in den Dienst unserer Ermittlungen stellen. Also, ich erwarte Ihren Bericht zur nächsten Dienstbesprechung.«

»Ich wollte eigentlich mit Frau Bredow zur Obduktion.«

»Da kann auch jemand anders mitgehen«, erwiderte Heinig mit maliziöser Miene. »Wie wär's mit Ihnen, Kollegin Wosniza?« Auch wenn es als Frage formuliert war, wusste doch jeder im Raum, dass er sie mitnichten als solche verstanden wissen wollte.

Die junge Polizistin wurde aschfahl. Bisher hatte sie sich stets vor derartigen Pflichten drücken können, nun aber schwebte Heinigs Befehl wie ein Damoklesschwert über ihr. Sie quittierte es mit einem knappen Nicken und packte mechanisch ihre Sachen zusammen. Heinig erklärte die Beratung für beendet.

Kapitel 3

Dienstag, 21. August

Das eintönige Klacken der Tastatur hallte durch den Raum. Auch wenn Stahlbeck nach außen hin ziemlich gelangweilt wirkte, so war er im Inneren doch voll und ganz auf seine Arbeit fokussiert. Geduldig wie ein Pferd durchforstete er mit Akribie jede noch so unbedeutende Datei von Olaf Bocks Bürorechner, machte sich gelegentlich Notizen, bereitete Ausdrucke vor und recherchierte bestimmte Namen und Begriffe im Internet. Er konnte sich stundenlang durch irgendwelche nichtssagenden Verzeichnisse und Zahlenwerke wühlen und fand die Stecknadel im Heuhaufen oft selbst dann, wenn er eigentlich gar nicht danach gesucht hatte.

»Guck mal«, wandte er sich nun an Christoph. »Hier steht was von einem gewissen Peter Steffler.«

»Interessant«, entgegnete Christoph, während sein Blick hektisch zwischen zwei aufgeklappten Leitz-Ordnern hin- und herflog, die nebeneinander auf seinem Schreibtisch lagen.

»Wenn ich das richtig sehe, hat der bis vor gut einem Jahr bei *Bock & Partner* gearbeitet.«

»Interessant.«

»Hier ist sogar ein Bild von ihm...«

»Interessant.«

»Wahnsinnig komischer Typ: etwa 8,90 Meter groß, fünf Zentner schwer, lila Haare, drei Arme und zwei riesige, birnenförmige Köpfe mit langer, spitzer Pinocchio-Nase.«

»Interessant.«

»Hallo! Jemand zu Hause? Hörst du mir eigentlich zu?«

»Jaja. Was hast du gesagt?«

»Peter Steffler«, wiederholte Stahlbeck leicht angesäuert.

»Peter Steffler?«, echote Christoph. »Und wer soll das bitte schön sein?«

»Okay, spulen wir noch mal zurück.« Stahlbeck unterstrich seine Worte mit einer zynischen Grimasse. »Der Typ hat bis vor ziemlich genau dreizehn Monaten zu Bocks Team gehört – entweder als angestellter Architekt oder womöglich sogar als Teilhaber.«

»Interessant.«

»Du wiederholst dich. In welchem Film warst du denn gerade?«

»Nun, die haben, wie mir scheint, einen recht elitären Kundenkreis. Ein paar öffentliche Auftraggeber und darüber hinaus – soweit ich das beurteilen kann – eine Reihe äußerst potenter privater Klienten.« Christoph klappte einen der Ordner zu und warf ihn ohne Vorwarnung zu seinem Kollegen herüber. »Da drin findest du Ausschreibungen, Verträge, Rechnungen und so weiter – und das sind erst mal nur die dicksten Fische.«

»O, là, là«, entfuhr es Stahlbeck, nachdem er einige Blätter überflogen hatte. »Sieht ja nach 'ner wahren Goldgrube aus.«

»Mit einer kleinen, aber womöglich nicht ganz unbedeutenden Ausnahme.«

»Nun mach's mal nicht so spannend!«

»Eine Firma Greiling. Wie es aussieht, liegen *B&P* seit einigen Jahren mit denen im Clinch. Es gibt sogar eine separate Akte dazu, nämlich diese hier.« Christoph reichte ihm den zweiten Ordner. »Und darin bin ich auf einen regen und ziemlich deftigen Schriftwechsel mit einer Anwaltskanzlei namens *Röder, Weibel & Strunz* gestoßen ...«

»... die diese Firma Greiling vertritt?«

»Helles Köpfchen!«

»Und worum genau geht's dabei?«

»Hier steht was von schwerwiegenden Baumängeln und Schadenersatzforderungen in Millionenhöhe gegen *Bock & Partner*. Ich arbeite noch an den Details. Aber auf alle Fälle sollten wir uns mal mit den Damen und Herren Rechtsverdrehern – am besten beider Seiten – unterhalten ...«

»... und unbedingt Lina und Anita informieren, und zwar *bevor* sie mit den beiden Sekretärinnen sprechen«, vollendete Stahlbeck den Satz. Er nahm den Telefonhörer zur Hand und hämmerte eine Ziffernfolge in die Tastatur, ohne Christophs missmutigen Gesichtsausdruck zu beachten.

Sie benötigten fast zwei Stunden für die gerade mal 60 Kilometer lange Strecke von der Kripo-Inspektion bis zum rechtsmedizinischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Wie so oft hatte sich der Verkehr zwischen Apolda und Göschwitz über die A4 gequält, und auch die langgezogene Betonröhre des Lobdeburgtunnels hatten sie wegen einer Ölspur nur im Schrittempo durchfahren können. Angesichts dessen, was die Kommissarinnen wenig später im Sektionssaal erwartete, sollte sich die sinnlos vertändelte Zeit jedoch als das geringere Übel erweisen.

»Warum müssen wir hier eigentlich durch halb Thüringen fahren, wo doch die Pathologie in der Nordhäuser Straße fast vor unserer Haustür liegt?«, protestierte Wosniza in Anspie-

lung auf die inzwischen seit 18 Jahren bestehende Außenstelle in der Erfurter Andreasvorstadt, die zwar nur einen Steinwurf vom Präsidium entfernt lag, aber offenbar nichts weiter als ein nutzloser Papiertiger war.

»Frag mich was Leichteres!«, erwiderte Lina leicht gereizt.
»Ist doch 'n netter Betriebsausflug. Oder etwa nicht?«

Sie kannte das Gebäude am Fürstengraben in unmittelbarer Nähe des Botanischen Gartens und des Zeiss-Planetariums bereits von früheren Besuchen. Wie gewohnt parkte sie den Wagen auf dem Innenhof und begab sich entschlossenen Schrittes in die Höhle des Löwen. Sie hasste Autopsien wie die Pest, verlor dabei jedoch niemals die Kontrolle über sich.

Wosniza folgte ihr mit schlotternden Knien und hängenden Schultern und sah dabei aus, als würde sie aufs Schafott geführt. Ihr Herz pochte vor lauter Anspannung wie das einer Erstklässlerin am ersten Schultag.

Ich könnte dir die Gurgel umdrehen!, fluchte sie auf Christoph und dessen unverbesserliche Aufmüpfigkeit. Eigentlich hätte er an ihrer Stelle der Obduktion beiwohnen sollen. Es hätte ihm gewiss weit weniger ausgemacht als ihr, vielleicht hätte es ihm ja sogar Freude bereitet, jedenfalls prallten für gewöhnlich selbst die grausigsten Details an ihm ab wie Regentropfen von einer Autoscheibe. Beinahe schien es, als trüge er eine dicke Hornhaut auf seiner Seele. Seit mehr als fünf Jahren bildete er mit Lina ein Ermittlerduo, das, allen persönlichen Differenzen zum Trotz, auf beruflicher Ebene erfolgreich funktionierte. Doch nun hatte Werner Heinig kurzerhand die Teams neu zusammengewürfelt und damit nicht nur Zeller einen Denkkzettel verpasst, sondern vor allem seiner jüngsten Untergebenen ein ernstliches Problem beschert.

»Grüß Gott, die Damen!« Ingo Altmann, ein kräftiger, vollbärtiger Holzfällertyp mit ausladendem Feinkostgewölbe, graumeliertem Bürstenschnitt und von offenkundiger Vorliebe für Hochprozentiges gezeichneter Gesichtshaut, nahm sie im Foyer in Empfang. Sein Dialekt und die Grußformel

verrieten seine oberfränkische Herkunft. Die Liebe hatte ihn vor fünf Jahren nach Thüringen verschlagen. Seitdem arbeitete er am Rechtsmedizinischen Institut der Universität Jena als Sektionsassistent, hätte aber mit seiner Statur genauso gut in einen Schlachthof gepasst. »Vor uns liegt ein umfangreiches Programm. Ich hoffe, Sie haben gut gefrühstückt.«

Witzbold! Ich habe keinen Bissen runtergekriegt – und das ist vermutlich auch gut so, ging es Wosniza durch den Kopf, doch sie zog es vor, es für sich zu behalten.

Wenig später stand sie neben Lina in einem weitläufigen, hellerleuchteten Raum mit bis unter die Decke weiß gefliesten Wänden, in denen sich der süßliche Geruch des Todes mit den Jahren wie ein unersättlicher Parasit festgefressen hatte. Innerhalb von Sekundenbruchteilen verwandelte sich ihr Teint in den einer Wachsfigur. Er unterschied sich nur unwesentlich von demjenigen der drei Leichen, die auf nebeneinanderstehenden Edelstahlischen aufgebahrt lagen und darauf zu warten schienen, dass sich endlich die eiskalte Schneide des Skalpells in ihr lebloses Fleisch senkte.

Sybille Weniger schenkte den Polizistinnen zur Begrüßung nicht mehr als ein flüchtiges, kaum wahrnehmbares Nicken. Mit über 30 Dienstjahren auf dem Buckel verfügte sie über die gesammelte Erfahrung unzähliger Autopsien und gehörte mittlerweile zum Inventar des Instituts. Ob aufgedunsene Wasserleichen, deren verschrumpelte Waschhaut sich an Händen und Füßen wie ein Handschuh abzulösen begann, Brandopfer mit der charakteristischen Fechterstellung der verkohlten Gliedmaßen, die grausam entstellten Leiber misshandelter Kinder, vergewaltigter Frauen oder was auch immer der rauhe Alltag ihres Fachgebiets irgendwo in der Grauzone zwischen Dasein und Vergänglichkeit bereithielt – es gab kaum etwas, das sie während ihres Berufslebens nicht schon gesehen hätte. Im Februar 2004 war sie zur Professorin ernannt worden und wenig später zur Nummer eins im Hause aufgestiegen. Mit ihren herben Gesichtszügen und

der unkonventionellen schwarzen Kurzhaarfrisur wirkte sie auf den ersten Blick wie ein Mann. Sie schleppte einige Kilo zu viel mit sich herum, was sie zu einem nicht unerheblichen Teil ihrer üppigen Oberweite verdankte. Soweit bekannt, war sie nie verheiratet gewesen, sondern lebte seit vielen Jahren mit einer Frau zusammen, die gut und gern ihre Mutter hätte sein können. Hartnäckig hielt sich das Gerücht einer homoerotischen Liaison, doch sosehr die Gerüchteküche auch brodelte, Sybille Wenigers einzige wirkliche Geliebte war die Rechtsmedizin.

»*Let the show begin*«, sagte sie sarkastisch, als befände sie sich in einem Varieté. Kurz darauf setzte sie die scharfe Klinge in ihrer behandschuhten Hand an Bocks rechtem Schulterblatt an. Nachdem sie den typischen Y-Schnitt vorgenommen hatte, entfernte sie Rippen und Brustbein, hob die inneren Organe aus der Höhlung, legte sie für weitere Untersuchungen in dafür vorgesehene Metallschalen und sprach die äußeren Befunde leise und emotionslos in ihr Diktiergerät. Unterdessen hatte Ingo Altmann die Kopfhaut des Toten aufgeschnitten und sie wie eine Strumpfmaske übers Gesicht gezogen.

Hatte Wosniza der grausigen Prozedur bis hierher noch tapfer standgehalten, so war es spätestens dann um sie geschehen, als Altmann die Oszillationssäge ansetzte, um mit einem markerschütternden Geräusch das Schädeldach des Mannes zu öffnen. Wie vom Schlag getroffen verdrehte sie die Augen und plumpste wie ein nasser Sack auf den harten Fliesenboden.

»Die Kleine scheint mir doch etwas zartbesaitet zu sein«, entfuhr es der Professorin, ohne dass sie sich durch diesen unbedeutenden Zwischenfall in ihrem Tun beirren ließ. »Schaffen Sie sie raus, Ingo! Nicht, dass sie uns noch hierherkotzt.«

Der Assistent legte augenblicklich sein Arbeitsgerät zur Seite und trug die zierliche Polizistin wie eine Puppe aus dem Obduktionssaal. Mit einem missmutigen Blick über die dicke, auf dem Mundschutz ruhende Brille hinweg sah Weniger dem

ungleichen Paar hinterher, bis die Tür hinter ihnen mit einem metallischen Klacken ins Schloss gefallen war.

»Es ist heute ihr erstes Mal«, erklärte Lina den plötzlichen Zusammenbruch ihrer Kollegin, erntete jedoch nur ein Achselzucken. Während ihrer mittlerweile gut acht Jahre bei der Kripo Erfurt hatte sie schon mehrfach mit Sybille Weniger zu tun gehabt und kannte ihre unkonventionelle Art zur Genüge. Auf gewisse Weise empfand sie Bewunderung für die lebenserfahrene Frau und ihre Arbeit, aber zugleich auch eine nicht unerhebliche Portion Abneigung ob der Kaltherrigkeit, mit der sie sich stets umgab. Unnahbar wie eine Schneekönigin.

»Exitus durch aufgesetzten Schuss in den Hinterkopf. Eintrittsstelle direkt unterhalb des Haaransatzes, mittig bis halbrechts, ausgetreten über dem linken Auge«, soufflierte die Professorin im Stenostil in den kleinen schwarzen Knopf am Revers ihres Kittels, während sie sich akribisch den Weg der todbringenden Kugel quer durchs Gehirn vergegenwärtigte.

»Und was ist mit den drei Rückentreffern?«, erkundigte sich Lina.

»Die wurden ihm sozusagen posthum verabreicht und waren, wie's aussieht, nur schmückendes Beiwerk.«

»Und wozu soll so was gut sein?«, fragte die Kommissarin mehr sich selbst als die Rechtsmedizinerin. »Ich meine, warum hat man ihm nach dem tödlichen Kopfschuss noch drei Zugaben verpasst?«

»Was weiß denn ich? Und offen gesagt, interessiert mich das auch nicht mehr als die letzte Wasserstandsmeldung«, entgegnete Weniger gereizt. »*Sie* sind die Polizei. Also finden Sie's raus!«

»Danke für Ihre unschätzbare Hilfe.«

»Aber gerne doch.« Aufgrund ihrer Dienststellung war es Weniger nun mal gewohnt, das letzte Wort zu haben.

Unterdessen war Ingo Altmann in den Autopsiesaal zurückgekehrt und hatte an einem zweiten Obduktionstisch mit

den Vorbereitungen für die äußere Leichenschau von Kim Fechtner, der Assistentin und mutmaßlichen Geliebten von Dr. Bock, begonnen. Auch wenn ihr schlanker, makelloser Körper bereits erste Verwesungszeichen offenbarte, konnte man mühelos erkennen, dass sie noch wenige Tage zuvor eine äußerst attraktive Erscheinung gewesen sein musste. Das pechschwarz gefärbte Haar und die sonnen- oder solariumgebräunte Haut verliehen ihr einen südländischen, fast indianischen Touch. Aus ihrem Gesicht sprach etwas gleichermaßen Mädchenhaftes wie Verlebtes. Den rechten Nasenflügel zierte ein winziger Stecker, und durch die linke Augenbraue war eine kleine Creole gezogen. Auf dem linken Oberarm sowie über dem Knöchel ihres linken Fußes prangten zwei Tattoos, und in ihrem Bauchnabel glitzerte ein silbernes Piercing in Sonnenform. Der blutunterlaufene Krater mitten auf der Stirn der jungen Frau war von einem subtilen Muster aus Schmauchniederschlägen und Pulverkörncheneinsprengungen umgeben, was auf einen Schuss aus kürzester Entfernung schließen ließ.

»Auch bei ihr hat der Treffer in den Kopf zum sofortigen Tod geführt«, resümierte Sybille Weniger in sachlich-nüchternem Tonfall, nachdem sie auch sie eingehend begutachtet hatte. Hier wandte sie den bei weiblichen Leichen üblichen geschwungenen U-Schnitt an. Das sollte eine spätere Aufbahrung auch in tief dekolletierter Kleidung ermöglichen. Wie erwartet zeigten die inneren Organe auf den ersten Blick keinerlei Auffälligkeiten, wurden aber dennoch routinemäßig für weitere Untersuchungen asserviert. Rückstände von Ejakulat an Vagina und After der Ermordeten ließen darauf schließen, dass sie noch kurz vor ihrem Tod Geschlechtsverkehr gehabt hatte. »Das war bestimmt unser lieber Onkel Doktor«, kommentierte die Rechtsmedizinerin mit einem verschmitzten Grinsen.

»Ach, so was versteht man also unter Doktorspielen«, gab Ingo Altmann süffisant zurück. »Der Name Bock scheint bei dem Kerl ja Programm gewesen zu sein.«

»Falls die Spermaresten überhaupt von ihm stammen«,

schaltete sich Lina in die wenig zielführende Diskussion ein. »Immerhin hatte die junge Frau ein Höschen an.«

»Dieses Nichts nennen Sie Höschen?«, echauffierte sich Weniger mit einem angewiderten Blick auf die Fotos vom Tatort. »Ich würde das eher als eine Einladung auffassen.«

»Wer auch immer die Lady vor ihrem tragischen Ende zuletzt beglückt haben mag, dürfte für Ihren Fall ja wohl kaum von Bedeutung sein«, ereiferte sich Ingo Altmann. »Deshalb schlage ich vor, dass wir uns nicht länger an diesem Nebenkriegsschauplatz aufhalten.«

»Aber wir reden hier – abgesehen von der Kugel in ihrem Kopf – von den einzigen Fremdspuren an oder besser gesagt in ihr«, protestierte Lina. »Und deshalb möchte ich wissen, ob tatsächlich Bock oder vielleicht doch ein anderer ihr letzter Geschlechtspartner war.«

»Wenn's Sie glücklich macht«, entgegnete Sybille Weniger gequält und drückte die rote Aufnahmetaste des Diktiergeräts.

Nachdem auch der zweite Obduktionsbericht darauf verewigt war, wandte sich die Professorin schließlich den sterblichen Überresten von Henriette Wenzel zu. Für einen Außenstehenden wie Lina war es immer wieder beeindruckend, mit welcher unglaublicher Präzision ein Rädchen ins andere griff. Vor allem aber bewunderte sie Rechtsmediziner für die professionelle Distanz zu ihrem Job irgendwo im Niemandsland zwischen Leben und Tod, ohne die sie die grausigen Geschichten, die ihnen das Fleisch der Toten zu erzählen hatte, unweigerlich mit nach Hause und schlimmstenfalls bis in ihre Träume nehmen würden.

Außer der für eine Frau recht ausgeprägten Körperbehaarung und einer kleinen, nur mit Mühe wahrnehmbaren Narbe am rechten Unterbauch – offenbar das Relikt einer lange zurückliegenden Blinddarm-OP – wies auch die Leiche der Dame vom Empfang keine erwähnenswerten äußerlichen Besonderheiten auf. Dennoch blieb auch ihrem leblosen Körper das schaurige Sektionsprocedere nicht erspart. Dem üblichen

Schema folgend, wurden mit gleichsam bemerkenswerter wie eiskalter Akribie ihre Brust- und Bauchhöhle geöffnet, um Herz, Lunge, Leber und Co. zu inspizieren und für die weitere Diagnostik zu entnehmen. Henriette Wenzel war offenbar kerngesund gewesen und hätte vielleicht schon in wenigen Jahren ihren Ruhestand genießen, einen glücklichen Lebensabend verbringen und womöglich satte 100 Jahre alt werden können, wenn ihr nicht irgendjemand eine Kugel in den Schädel gejagt hätte.

»Pulvereinsprengungen, aber keine Schmauchspuren, was für eine Schussentfernung von einem, maximal anderthalb Metern spricht«, brabbelte Ingo Altmann hinter seinem Mundschutz. »Wie bei den anderen auch: Volltreffer, sofort tödlich.« Als wollte er das Gesagte unterstreichen, imitierte er mit der rechten Hand eine Pistole und führte sie theatralisch an seine Schläfe.

»Riecht nach einem Profi«, entgegnete Lina. »Der hat nicht nur genau gewusst, wohin er zielen muss, sondern offenbar auch reichlich Übung beim Schießen.«

»Und er muss ein eiskalter Hund sein«, ergänzte der Sektionsassistent. »Menschen so knallhart zu erledigen, hat schon fast was von einer Hinrichtung.«

»Und dabei dreimal mitten ins Schwarze zu treffen, das schafft wahrlich nicht jeder«, ergänzte Weniger. »Ich würde sagen, Ihr Täter hat ziemlich gute anatomische Kenntnisse. Außerdem würde es mich nicht wundern, wenn sich herausstellt, dass er Mitglied in irgendeinem Schützenverein oder etwas Ähnlichem ist.«

»Ich werde Ihren fachlichen Rat selbstverständlich berücksichtigen«, erwiderte Lina. *Mein Dank wird Ihnen ewig nachschleichen, aber Sie niemals erreichen*, hätte sie am liebsten hinzugefügt, verkiff es sich aber. Die verbalen Gehässigkeiten der Professorin von vorhin lagen ihr noch immer wie ein Gesteinsbrocken im Magen.

»Also, *Ladies and Gentlemen*, fassen wir einmal kurz zu-

sammen«, meldete sich Weniger wieder zu Wort. »Drei Todesopfer, zwei Frauen, 22 und 57, sowie ein Mann, 46. Alle so weit kerngesund, getötet durch gezielte Kopfschüsse, aufgesetzt oder aus relativ kurzer Entfernung. Das Ganze – nach allem, was wir wissen – am Freitagabend zwischen sieben und zehn. Was haben wir noch?«

»Die Tatwaffe war eine Neun-Millimeter. Und der Täter hat einen Schalldämpfer benutzt«, fügte Altmann hinzu. »Aber, so leid es mir tut, für die Kugeln in Bocks Rücken habe ich partout keine Erklärung.«

»Machen Sie gefälligst *Ihren* Job, und zerbrechen Sie sich nicht den Kopf für andere!«, herrschte die Professorin ihn an, und an Lina gerichtet, fügte sie hinzu: »Wenn Sie gestatten, Frau Bredow, würde ich mich jetzt gern dem leider unabdinglichen Schreibkram zuwenden. Schließlich wollen Sie ja Ihre Obduktionsberichte – wie mir aus leidvoller Erfahrung bekannt ist – lieber gestern als heute.« Mit diesen Worten und einer unmissverständlichen Geste bedeutete sie Lina, sich aus dem Autopsie-Saal zu entfernen.

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Wosniza verlegen, nachdem sie zusammen mit Lina das rechtsmedizinische Institut verlassen hatte. Auch wenn ihnen die schwülwarme Luft beinahe wie eine unsichtbare Faust ins Gesicht schlug, war das tausendmal besser, als noch länger das modrige Aroma des Todes inhalieren zu müssen. »Als der Typ ihm die Kopfhaut über den Schädel gezogen hat, war es einfach zu viel für mich.« Sie steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen, zündete sie mit zittrigen Händen an, inhalierte ein paarmal tief und stieß den Rauch wie ein Drache über die Nasenlöcher aus. Ihr Gesicht war noch immer weiß wie eine Kalkwand. »Die anderen werden sich totlachen«, orakelte sie. »Ich höre Zeller schon lauthals tönen: *Zum ersten Mal im Leichenschauhaus – und die*

Püppi kippt gleich aus den Latschen. Echt toll, wirklich super. Was bin ich bloß für 'ne Versagerin.«

»Das bist du nicht. Ich hab mir bei meiner ersten Obduktion die Seele aus dem Leib gekotzt – das kannst du mir glauben. Dagegen warst du heute fast so was wie ein Fels in der Brandung.«

»Verarschen kann ich mich immer noch ganz gut allein.«

»Kann ich eine bei dir schnorren?«, bat Lina. Sie hatte diesem Laster vor zehn Jahren abgeschworen, und schon nach wenigen Zügen bereute sie ihre Inkonsequenz und warf den nicht einmal zur Hälfte aufgerauchten Glimmstengel auf den Gehsteig. »Lass uns in aller Ruhe über Bock und die beiden Mädels reden, damit du bei der nächsten Dienstbesprechung *up to date* bist«, schlug sie vor und begann, die im Sektionssaal gewonnenen Erkenntnisse im Telegrammstil zusammenzufassen. Doch kaum hatten die ersten Worte ihre Lippen verlassen, musste sich Wosniza in hohem Bogen übergeben.

Kapitel 4

Seit 2008 lebte die Familie Tschauner in einer schmucken Reihenhaussiedlung im rund sechs Kilometer westlich des Stadtzentrums gelegenen Ortsteil Bindersleben. Der Flughafen Erfurt-Weimar war zwar gerade mal einen Steinwurf entfernt, jedoch seit Jahren dermaßen wenig frequentiert, dass er keine Beeinträchtigung des Wohnkomforts bedeutete.

Obwohl Lina ihren Besuch am Vortag angekündigt hatte, musste sie den klobigen Klingeltaster aus brüniertem Messing mehrmals betätigen, ehe sich die Holzpforte zu dem kleinen, akribisch gepflegten Vorgarten mit einem Surren öffnete.

»Sie müssen entschuldigen, ich habe geschlafen.« Eine jämmerliche Gestalt mit gläsernem Blick empfing die Kommissarinnen. »Ich habe eine furchtbare Nacht hinter mir. Ich

konnte diese schrecklichen Bilder einfach nicht ausblenden. Irgendwann am frühen Nachmittag hat es mich dann einfach erwischt, und ich bin eingeschlafen.«

Die Frau Anfang 30 hatte lange, glatte schwarze Haare und war so etwas wie der Inbegriff einer Rassefrau. Sie war kaum größer als 1,60 Meter, hatte eine Topfigur und leicht asiatische Gesichtszüge. In diesem Moment allerdings standen ihr die vergangenen Ereignisse ins Gesicht geschrieben; sie sah aus wie ein wandelnder Leichnam. Es schien, als hätte man sie ein paarmal durch den Fleischwolf gedreht. Der hellgrüne Hausanzug schlabberte wie ein leerer Kartoffelsack an ihrem grazilen, zerbrechlichen Körper. Die blauen Augen wirkten müde und leer und waren von dunklen Ringen gezeichnet.

Mit einer flüchtigen Handbewegung bat sie die Kommissarinnen, auf der großen, mit anthrazitfarbenem Wildleder überzogenen Eckcouch Platz zu nehmen, die fast die Hälfte des Wohnzimmers einnahm. Neben einem flachen Tischchen aus dunklem Eichenholz wurde die Einrichtung bestimmt von einer Vielzahl anscheinend wahllos angeordneter Regalelemente, in denen vor allem Bücher, CDs, mehrere Fotoalben und Videokassetten untergebracht waren. Auf einem futuristisch anmutenden Glasrack unter dem Fenster thronten ein Flachbildfernseher und eine Mini-Hi-Fi-Anlage mit unscheinbaren schwarzen Boxen, kaum größer als eine Zigarettenschachtel. Alles in allem versprühte das Wohnzimmer der Tschauners den Charme gemütlicher Unaufgeräumtheit.

»Sind Sie allein?«, fragte Anita Wosniza.

»André, mein Mann, ist noch bis Freitag dienstlich in Dänemark«, kam es leise zurück. »Und Lydia, unsere Tochter, ist bei meinen Schwiegereltern.«

»Und was macht Ihr Mann beruflich?«, hakte Lina nach, wohl wissend, dass diese Information sie bei den Ermittlungen kaum voranbringen würde.

»Handelsvertreter. Hauptsächlich Benelux, hin und wieder auch Skandinavien«, erläuterte Elisabeth Tschauner, ehe

sie abrupt das Thema wechselte: »Ich bin unhöflich. Ich habe Sie nicht mal gefragt, ob ich Ihnen etwas zu trinken anbieten kann.«

»Machen Sie sich wegen uns bloß keine Umstände«, entgegnete Lina.

»Ich koch uns einen Kaffee. So einen kleinen Muntermacher können wir sicher alle gut vertragen«, entgegnete die Hausherrin, ohne auf die Bemerkung einzugehen, und begab sich schnurstracks in die Küche. Es vergingen einige Minuten, ehe sie mit einem Tablett mit drei dampfenden Tassen, einer Zuckerdose und einem Sahnekännchen zurückkehrte und es auf dem Wohnzimmertisch abstellte.

»Frau Tschauner«, nahm Lina den Gesprächsfaden wieder auf, während sie beiläufig in ihrem Espresso rührte, »wir müssen noch einmal mit Ihnen über die genauen Abläufe von letztem Freitag reden.«

Die Angesprochene schluckte hart und wischte sich mit dem Ärmel des Jogginganzugs eine Träne von der rechten Wange. »Wie ich bereits gestern zu Protokoll gegeben habe«, begann sie förmlich, »haben wir, also meine beiden Kolleginnen und ich, das Büro am Freitag kurz vor halb sechs verlassen. Wir haben noch rumgewitzelt, dass der Chef uns wegen der schwülen Witterung ruhig mal hätte hitzefrei geben können. Aber ich will mich nicht beklagen, Dr. Bock schaut selten auf die Uhr. Wenn wir unser Pensum erledigt haben, können wir auch schon mal ein bisschen früher gehen. Dafür erwartet er aber, dass bei Hochbetrieb keiner wegen Überstunden murrst.«

»Ist ja fast so wie bei uns – zumindest das mit den Überstunden«, entgegnete Wosniza sarkastisch. »Sie haben ausgesagt, dass Henriette Wenzel an der Haustür noch mal umgekehrt ist.«

»Ja, sie sagte, sie hätte oben etwas vergessen.«

»Und was?«, hakte die junge Kommissarin nach. »Haben Sie vielleicht eine Idee, was genau sie vergessen haben könnte?«

»Sorry, tut mir leid.«

»Und dann?«, klinkte sich Lina wieder ein. »Was ist dann passiert?«

»Nichts Besonderes. Wir haben uns von ihr verabschiedet.« Ein glitzerndes Rinnsal von Tränen ergoss sich über Elisabeth Tschauners müdes Gesicht. Sie schnäuzte in ihr zusammengeknülltes Papiertaschentuch, ehe sie fortfuhr: »Ich könnte mich ohrfeigen. Wenn wir sie doch nur zurückgehalten hätten – dann wäre sie wahrscheinlich noch am Leben.«

Wie es aussieht, war sie tatsächlich zur falschen Zeit am falschen Ort, ging es Lina durch den Kopf. »War Frau Wenzel am Freitag irgendwie anders als sonst?«, schob sie die nächste Frage hinterher.

»Eigentlich nicht.«

»Und uneigentlich?«, hakte Wosniza nach.

»Naja, wie soll ich sagen? Sie war ein bisschen angepisst, weil sie eigentlich mit ihrem Enkel ins Freibad wollte. Vielleicht hatte sie deshalb im Stillen darauf gehofft, etwas früher Feierabend machen zu können. Aber der Boss hat sie ausgerechnet am Freitag mit einem Riesenbatzen Arbeit eingedeckt.«

»Wissen Sie Näheres darüber? Ich meine, was für eine Arbeit war das?«

»Keine Ahnung«, kam es mit einem Schulterzucken zurück. »Ich nehme an, das Übliche: Angebote, Ausschreibungen, Rechnungen, Kassenbücher, liegengeliebene Geschäftspost oder irgendwelcher Schreibkram. Die allgegenwärtige Bürokratie eben – Sie wissen ja, wie das ist.«

Lina rümpfte unmerklich die Nase, nickte mechanisch und schrieb ein paar Notizen in ihren Block. Dann übernahm sie wieder die Gesprächsführung und lenkte das Thema auf Dr. Bock und seine junge Assistentin. »In welchem Verhältnis standen Ihr Chef und Frau Fechtner zueinander?«

Die Reaktion kam prompt und bestand aus einem zynischen Lachen, das mehr sagte als tausend Worte. »Diese miese kleine Schlampe hat erst vor gut einem halben Jahr bei uns angefangen, aber ganz schnell steile Karriere gemacht«, sagte

Frau Tschauner. »Und zwar über die Couch vom Boss, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Das heißt, die beiden hatten ein Verhältnis miteinander?«, fragte Lina in einem Tonfall, der fast schon ein bisschen zusehr einer Feststellung glich.

»Wenn Sie es so nennen wollen.«

»Wie würden Sie es denn nennen?«, erwiderte Wosniza.

»Die war doch nur auf ihren Vorteil aus. Hochgeschlafen hat sie sich, ausgenommen hat sie ihn, dieses Flittchen! Und bei ihm ist das letzte bisschen Verstand durch die Harnröhre mit rausgegangen.«

»Wussten noch andere Mitarbeiter von dieser – nennen wir es mal Liaison?«

»Andere?«, geiferte Tschauner. Zornesröte breitete sich in ihrem Gesicht aus, sie glühte wie ein Backofen. »Jeder im Haus hat es gewusst. Die haben ja nicht mal abgeschlossen, wenn sie übereinander hergefallen sind. Ich hab mit eigenen Augen gesehen, wie die Fechtner ihm im Büro einen gebla-«

Die Ermittlerinnen wechselten einen verstohlenen Blick und konnten sich ein Grinsen nicht verkneifen. Für ein paar Sekunden herrschte Stille.

»Und wie standen Sie zu Dr. Bock?«, fuhr Wosniza mit der Befragung fort.

»Olaf, ich meine Herr Bock, ist, oder besser gesagt, war ein guter Chef. Immer fair, höflich, zuvorkommend. Er hat viel verlangt, aber auch gut bezahlt. Nur seine ständigen Weibergeschichten ... Es ist so furchtbar, dass er ...« Der Satz ging in einem anhaltenden Schluchzen unter.

»Das heißt, er hatte noch andere Affären?«, schlussfolgerte Lina, nachdem sich ihr Gegenüber wieder einigermaßen beruhigt hatte.

»Er hatte Affären noch und nöcher, je jünger, desto besser. Der gute Mann hatte seine Hormone einfach nicht im Griff – daran ist ja schließlich auch seine Ehe gescheitert. Sein Name war offenbar sein Lebensmotto, wenn Sie verstehen ...«

Das habe ich doch heute schon mal gehört. Lina schmunzelte vor sich hin, ehe sie sich weiter vortastete: »Hatte Bock vielleicht auch was mit anderen Mitarbeiterinnen?«

Frau Tschauner schien einen Moment zu überlegen und räusperte sich ein paarmal, bevor sie mit einem dezenten Schulterzucken reagierte und ein kaum hörbares »Kann schon sein« hinterherschob.

Eine überzeugende Aussage klingt irgendwie anders. Die Hauptkommissarin beschloss, die Sache zunächst auf sich beruhen zu lassen. »Reden wir noch mal über Frau Fechtner. Ich meine, sie ist eine sehr attraktive Erscheinung. Es fällt mir schwer, mir vorzustellen, dass es keinen festen Partner in ihrem Leben gegeben haben soll.«

»Einen festen Partner? Soll ich mich totlachen? Die hatte ständig andere Kerle am Start. Heute diesen, morgen jenen.« Elisabeth Tschauner rollte pikiert mit den Augen. In ihrer Stimme lag eine gehörige Dosis Verachtung. »Kein Wunder, die hat's ja regelrecht drauf angelegt«, fuhr sie aufgebracht fort. »Sie hätten mal sehen sollen, wie freizügig die manchmal rumgelaufen ist. Da mussten den Männern ja zwangsläufig die Hosen zu eng werden.«

Wosniza errötete. »Hat Herr Bock denn nichts von ihrem – wenn ich Sie recht verstehe – recht freizügigen Liebesleben gewusst? Vielleicht gab's ja deswegen Zoff im Paradies.«

»Ich hab nicht den blassesten Schimmer. Zumindest hätte ihm klar sein müssen, dass das Miststück in Wirklichkeit nur auf sein Geld aus war. Aber Liebe macht ja bekanntlich blind.« Die Verbitterung und Frustration hinter den Worten waren deutlich spürbar.

»Kennen Sie einen Peter Steffler?«, wechselte Wosniza das Thema.

»Steffler? Was ist mit ihm?«

»Beantworten Sie bitte einfach meine Frage.«

»Natürlich kenne ich ihn. Er hat schließlich viele Jahre bei B&P gearbeitet.«

»Als Angestellter oder als Teilhaber?«, erkundigte sich Lina.

»Letzteres«, kam es umgehend zurück. »Soweit ich weiß, hat er den Laden damals sogar mit aufgebaut.«

»Und wann beziehungsweise warum ist er ausgeschieden?«

»Der Alkohol! Dieses Teufelszeug hat ihm mehr und mehr die Sinne vernebelt. Erst waren es nur unbedeutende Kleinigkeiten, aber irgendwann hat er einfach nur noch Mist gebaut. Deshalb hat man ihm wohl vor etwa einem Jahr schließlich nahegelegt, auszusteigen.«

»Wer genau ist *man*?«, wollte Wosniza wissen.

»Na, Bock und Wache, wobei Bock eindeutig der treibende Part war.«

»Wissen Sie etwas über die genaueren Modalitäten seines Ausscheidens? Ich meine, wurde er ausbezahlt, abgefunden oder dergleichen?«

»Sie können Fragen stellen!«

»Sorry, aber das ist nun mal mein Job.«

»Und ich bin nur eine einfache Sekretärin, da bleibt mir solcherlei Insiderwissen nun mal für gewöhnlich verwehrt«, entgegnete Elisabeth Tschauner schnippisch. »Aber ich kann mir gut vorstellen, dass hinter den Kulissen nicht alles Friede, Freude, Eierkuchen zwischen den dreien war. Die haben sich bestimmt nicht im Guten getrennt.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Na, man hat doch Augen und Ohren«, kam es vieldeutig zurück. »Menschlich finde ich es jedenfalls echt schade um Herrn Steffler. Ich bin immer sehr gut mit ihm ausgekommen.«

»Wissen Sie, wo wir ihn finden können?«, klinkte sich Lina wieder in die Konversation ein.

»Nein, leider nicht. Ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Wer weiß, ob er überhaupt noch in Erfurt wohnt. Aber vielleicht können Ihnen ja seine Eltern weiterhelfen. Wenn ich mich recht entsinne, leben sie in Waltershausen.«

Die Hauptkommissarin quittierte die Information mit einem dezenten Nicken und schrieb einige Notizen in ihren Block. Dann fragte sie: »Gab es eigentlich auch mal Stress mit Geschäftspartnern oder unzufriedenen Kunden?«

»Wo gibt es das nicht?«, parierte Tschauner.

»Greiling?« Lina ließ den Namen fallen und beobachtete die Reaktion ihres Gegenübers ganz genau.

Es schien, als würde Frau Tschauner mit sich ringen und ihre Antwort genau durchdenken. »Was wissen Sie darüber?«

»Ich bin es eigentlich gewohnt, dass *ich* die Fragen stelle«, erwiderte die leitende Ermittlerin. »Also, was wissen Sie darüber?«

Erneut herrschte einige Sekunden Stille, bis die Hausherrin schließlich antwortete: »Der Name ist bei *Bock & Partner* seit Jahren so etwas wie ein rotes Tuch.«

»Dürften wir vielleicht Näheres darüber erfahren?«, fragte Wosniza.

Es folgte die Geschichte einer grandios gescheiterten Geschäftsbeziehung. Demnach hatte Udo Greiling einige Jahre zuvor mehrere Immobilien im Erfurter Raum erworben. Was auf den ersten Blick wie ein Schnäppchen aussah, hatte sich recht bald als völlig überteuerte Fehlinvestition erwiesen. Dank getürkter Wertgutachten und einer unglaublichen Serie schwerwiegender Planungsfehler unter der Regie von *B&P* war die einst als einträgliches Steuersparprojekt gedachte Investition schnell zu einem Millionengrab geworden. Erst viel später hatte der Geprellte herausgefunden, dass man ihn getäuscht und um sein Geld betrogen hatte. Und ausgerechnet Olaf Bock war zusammen mit einigen namhaften Größen aus Politik und Wirtschaft einer der größten Profiteure dieser hinterhältigen Machenschaften gewesen.

»Inzwischen jagt ein Gerichtsverfahren das nächste«, ergänzte Elisabeth Tschauner. »Dr. Bock und seine Freunde haben genügend Hinterland, wenn Sie wissen, was ich meine«, sie vollführte mit den Fingern der rechten Hand die bekannte

Geldzählgeste, »um Greiling ausbluten zu lassen. Soweit ich weiß, ist der mittlerweile arm wie eine Kirchenmaus.«

»Also könnte man sagen, Bock und Greiling waren Feinde«, schlussfolgerte Lina.

»Feinde ist gelinde untertrieben. Ich würde sagen: Die waren Todfeinde!«

Todfeinde, wiederholte Wosniza die Vokabel mehrmals in Gedanken, beschloss aber, die Angelegenheit nachher in aller Ruhe mit ihrer Kollegin zu erörtern. »Wo waren Sie eigentlich am Freitag zwischen 19 und 22 Uhr?«, wandte sie sich wieder an Frau Tschauner.

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Nennen Sie es berufsbedingte Neugier.«

»Ich war hier, hier zu Hause.«

»Kann das jemand bestätigen?«, schob Lina hinterher.

»Aber klar doch«, gab Elisabeth Tschauner mit einer gehörigen Portion Zynismus zurück. »Lydia, meine zweijährige Tochter. Falls Sie sie vernehmen wollen, gebe ich Ihnen gerne die Nummer meiner Schwiegereltern.«

»Und Ihr Mann?«

»... war dienstlich unterwegs«, kam die trotzig Antwort.
»Und was heißt das? Verdächtigen Sie jetzt etwa mich?«

»So schnell verdächtigen wir niemanden. Aber solche Fragen gehören nun mal zu unserer Arbeit.« Lina bemühte sich, die Situation ein wenig zu entspannen, ehe sie sich betont höflich für die Auskünfte bedankte und ihre Visitenkarte auf der kleinen Kommode neben der Flurgarderobe hinterließ. »Aber falls Ihnen noch etwas einfällt, was uns weiterhelfen könnte, rufen Sie mich an, egal, wie spät es ist.«

»Is' ja 'n dicker Hund, die Geschichte mit diesem Greiling«, sagte Lina, kaum dass die Haustür hinter ihnen ins Schloss gefallen war. »Erst hat Bock den armen Kerl nach allen Regeln

der Kunst überten Nuckel gezogen, um ihn dann vor Gericht bis auf den letzten Tropfen ausbluten zu lassen.«

»So ist das heutzutage eben. Die Mühlen der Justiz mahlen vor sich hin, bis jeder auf der Strecke bleibt, der nicht über die nötige Penunze verfügt. So was nennt man Rechtsstaat«, frotzelte Wosniza. Sie verzog das Gesicht zu einer Grimasse, sog gierig an ihrer Zigarette und starrte gedankenversunken den blaugrauen Kringeln hinterher. »Während sich dieser Greiling fast zu Tode prozessiert, ohne jemals auch nur einen müden Cent zu sehen, beschäftigt unser Freund Bock die gewieftesten Anwälte, um das Verfahren durch alle erdenklichen Instanzen zu jagen – Geld spielt ja in diesen Kreisen bekanntlich keine Rolle. Und wenn man dann auch noch die richtigen Freunde hat ...«

»... fühlt sich der Gegner irgendwann in die Ecke getrieben wie ein bedrohtes Tier«, ergänzte Lina. »Und erstens sind bedrohte Tiere mitunter unberechenbar, und zweitens geht es bei solchen Auseinandersetzungen in der Regel um satte Millionenbeträge. Da kann man durchaus schon mal die Nerven verlieren.«

Wosniza nickte. »So was kann natürlich in der Tat ein ernstzunehmendes Motiv sein. Aber wir sollten auch diesen Peter Steffler nicht vergessen.«

»Du nimmst mir die Worte aus dem Mund«, antwortete die Hauptkommissarin. »Solche, nennen wir es mal, geschäftlichen Scheidungen können ziemlich schmutzig verlaufen. Da wird oft ein Haufen dreckiger Wäsche gewaschen, und nicht zuletzt geht es auch – gerade in so einer Branche – um verdammt viel Geld.«

»Wenn ich die Tschauner richtig verstanden habe, war es jedenfalls keine freundschaftliche Trennung«, fügte Wosniza hinzu. »Immer natürlich unter der Voraussetzung, dass sie uns keine Märchenerzählt hat.«

»Warum hätte sie das tun sollen?«

»Vielleicht, um dadurch von sich selbst abzulenken?«

»Dann glaubst du also auch, dass da irgendwas zwischen ihr und Bock gelaufen ist?«

»Für meinen Geschmack hat sie sich etwas zu sehr über ihren Chef und dessen Weibergeschichten echauffiert. Vor allem, dass er etwas mit einer Kollegin hatte, scheint ihr ziemlich zu schaffen gemacht zu haben«, tat Wosniza kund. »Ich wette, die hatte selber ein Auge auf ihn, konnte aber nicht bei ihm landen. Vielleicht waren die beiden sogar zusammen in der Kiste, und sie hat sich mehr erhofft. Und ihr Alibi ist, nebenbei gesagt, auch nicht gerade der Brüller.«

»Wofür sie freilich nichts kann«, gab Lina zu bedenken. »Unabhängig davon macht sie auf mich nicht den Eindruck, als würde sie einfach mal so drei Leute abknallen.«

»Komm schon, wenn man Verbrecher an ihrer Nasenspitze erkennen könnte, wäre unsere Arbeit um ein Vielfaches leichter. Außerdem könnte es ebenso gut ein Auftragsmord gewesen sein.«

»Daran hab ich auch schon gedacht«, nahm Lina den Ball auf. »Allerdings dürfte so was für so eine wie die Tschauner wohl einige Nummern zu groß sein. Mir kommen da eher andere Leute in den Sinn.«

»Greiling oder Steffler?«

»Weder noch. Solche Dienstleistungen gibt es erfahrungsgemäß nicht für 'n Appel und 'n Ei, und ich glaube kaum, dass einer von den beiden das nötige Kleingeld für so etwas hat. Für die gilt wohl eher das Prinzip *Selbst ist der Mann*«, entgegnete Lina. »Ich denke da an ganz andere Leute. Vielleicht waren ja Bocks sogenannte Freunde nicht alle wirkliche Freunde.«

»Interessanter Gedanke ...«

»... den wir keinesfalls aus den Augen verlieren sollten.«

»Ganz deiner Meinung«, stimmte Wosniza zu. »Aber ungeachtet dessen dürfen wir einen weiteren Aspekt nicht vergessen: Der Täter muss eine Waffe besitzen oder zumindest Zugriff darauf haben, und vor allem muss er verdammt gut damit umgehen können.«

»Wer sagt uns eigentlich, dass er es allein auf Bock abgesehen hatte?«, gab Lina zu bedenken. »Sein Techtelmechtel mit diesem jungen Ding war sicher auch manchen Leuten ein Dorn im Auge.«

»Womit wir wieder bei Elisabeth Tschauner wären.«

»Nicht nur. Was ist zum Beispiel mit der gehörnten Ex-Frau? Oder irgendeinem Stecher von dieser Fechtner ist schlichtweg die Sicherung durchgeknallt. Also jagt er den beiden kurzerhand 'ne Kugel in den Kopf, und die Wenzel war einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort.«

»Genau diesen Gedanken hatte ich doch gestern auch schon. Aber du hast ja gehört, was Zeller davon hält.«

»Ach, Christoph Zeller ist nicht Mister Allwissend«, kommentierte Lina.

»Na dann ... dann sollten wir diesen Punkt vielleicht bei der nächsten Dienstbesprechung noch mal aufgreifen«, entgegnete Wosniza, während sie das Navi mit Marlene Friedrichs Adresse fütterte. Sekunden später startete der Dienstwagen in Richtung Brühlervorstadt.

Kapitel 5

DREIFACHMORD IN DER ERFURTER CITY, brüllt mir die in dicken Lettern gedruckte Schlagzeile entgegen und brennt sich in meine Netzhaut ein. Endlich haben sie mal wieder was zu schreiben. Und ICH höchstpersönlich habe ihnen den blutigen Stoff dazu geliefert.

Aber das bedeutet mir eigentlich nichts. Ich hatte etwas Wichtiges zu erledigen, und genau DAS habe ich getan. Ich musste es einfach tun, um mit der Vergangenheit abzuschließen und meinen inneren Frieden finden zu können – bevor ich selbst diese Welt verlasse. Es darf einfach nicht sein, dass die Schuldigen ungestraft davonkommen. Dass dabei auch die eine oder andere unbedeu-

tende Randfigur auf der Strecke bleibt, ist nicht wirklich von Belang. Es geht um das große Ganze – und wo gehobelt wird, fallen nun mal Späne. Wer kann sich schon die Menschen aussuchen, die irgendwann einmal seinen Lebensweg kreuzen? Die eine Begegnung scheint rein zufällig, die nächste dagegen geradezu vorherbestimmt. Manch einer hat dabei das Pech, mit den falschen Leuten zusammenzutreffen oder zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein. Zu schade, wenn ein solches Missgeschick manchmal allzu tragisch endet. Es ist eben wie bei einem Schachspiel: Um den König matt zu setzen, muss man das eine oder andere Bauernopfer in Kauf nehmen. Für die Betroffenen ist das dann einfach Pech, unendliches Pech. Gottesfügung kann es jedenfalls nicht sein, denn wenn es da oben tatsächlich jemanden gäbe, müsste ich das alles hier ja nicht tun.

Aber leider kann ich auf die Randfiguren keine Rücksicht nehmen, denn ich habe nun mal ein ganz bestimmtes Ziel vor Augen. Und wenn ich mir erst einmal ein Ziel gesetzt habe, dann verfolge ich es mit allergrößter Beharrlichkeit, bis ich es endlich erreicht habe. Vor allem, weil ich nur allzu gut weiß, dass auch mein Dasein nicht unendlich ist und es um etwas unsagbar Großes geht – Gerechtigkeit. Dafür werde ich kämpfen bis zu meinem letzten Atemzug. Ich habe eine Rechnung zu begleichen, und genau das werde ich tun – Auge um Auge, Zahn um Zahn, Kopf um Kopf.

Verschwommene Bilder aus längst vergessenen, unbekümmerten Tagen kreisen durch meine Gedanken. Ich will die Erinnerungen festhalten, aber meine Hand greift ein ums andere Mal ins Leere. Jemand hat den glücklichen Teil meiner Vergangenheit einfach ausradiert und die dazugehörigen Dateien restlos von meiner Festplatte gelöscht. Nur ein Häufchen grauweißer Asche voller schmerzlicher Erinnerung ist mir geblieben, nichts ist mehr so, wie es mal war. Ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen, aber das geht natürlich nicht. Viel zu lange habe ich Dinge hingegenommen, viel zu lange schon war ich tatenlos. Doch nun hat endlich die Stunde der Abrechnung geschlagen.

Ich bin erleichtert. Rache kann manchmal so einfach und

doch so gnadenlos sein. Das umherspritzende Blut und die in Fetzen ausgetretene Hirnmasse gehen mir nicht mehr aus dem Sinn. Eigentlich alles andere als ein schöner Anblick, aber ich habe ihn einen Moment lang zutiefst genossen, und er hat sich bis in alle Ewigkeit in mein Gedächtnis eingebrannt. Die Unwiderruflichkeit meines Handelns verschafft mir eine wundersame Genugtung; das Ende dieser verkommenen Existenz ist Balsam für meine geschundene Seele.

DREIFACHMORD IN DER ERFURTER CITY. *Sollen sich die bescheuerten Schreiberlinge in den Zeitungen doch ihre Mäuler zerreißen. Diese selbsternannten Experten, diese Möchtegern-Psychologen – zum Kotzen. Natürlich sind sie sich wieder mal alle einig: Solch eine Gräueltat kann nur das Werk eines menschenverachtenden Psychopathen sein. Wenn die wüsstent! Ich könnte mich kaputtlachen über diese sensationslüsternen Schmierfinken, wie sie unentwegt – die Quote stets im Blick – mit glühend heißer Nadel an der vermeintlichen Story ihres Lebens stricken. Die haben doch nicht den blassesten Schimmer, worüber sie eigentlich reden. Trotzdem würde ich am liebsten jede einzelne dieser nutzlosen Zeilen in mich aufsaugen, um mich köstlich darüber zu amüsieren.*

Vielleicht könnte ich ja ein Tagebuch schreiben und all diese unqualifizierten Analysen und Berichte darin abheften, um meine Tat für die Nachwelt festzuhalten. Schließlich war es doch ein nahezu perfekter Mord: peng, peng, peng, eins, zwei, drei – eiskalt abgeknallt. Da fällt mir ein, ich sollte bei Gelegenheit meine Waffe reinigen. Man weiß ja nie ...

Manch einer wird mich sicher für vollkommen durchgeknallt halten, aber das bin ich nicht, ganz im Gegenteil: Meine Gedanken sind klar wie Quellwasser. Ich will nur eins, und das ist jene Gerechtigkeit, für die dieses System mit all seinen aufgeblähten Institutionen und Behörden einfach nicht sorgen kann und will und es wohl niemals wirklich können und wollen wird. Man überlässt die Opfer mit all ihren Schmerzen und Seelenqualen sich selbst und schützt die Schuldigen durch irgendwelche krank-

haften Gesetze. Wersoll das verstehen? Ichhasse dieses Land, und ichhasse dieses wertlose Leben, aber gottlob weiß ich ja nur zu gut, wie vergänglich es mitunter sein kann. Doch noch kann ich mich nicht fallen lassen, noch muss ich stark sein, denn ich habe noch etwas zu erledigen ...

Kapitel 6

Sichtlich gelangweilt und ob seiner kurzfristigen Versetzung in den Innendienst noch immer schmollend, hockte Christoph Zeller hinter seinem Schreibtisch. Eigentlich war er nach Heinig der Dienstälteste und damit einer der Erfahrensten bei der hiesigen Kripo-Inspektion. Trotz einiger Pannen im Laufe seiner Berufskarriere hatte er es immerhin bis zum Oberkommissar gebracht, aber augenblicklich kam er sich vor wie ein blutiger Polizeianwärter. Vor allem aber fühlte er sich ziemlich überflüssig. Erst hatte er sich noch eine Zeitlang mit dem Schriftwechsel zwischen Bock, Greiling und deren Anwälten beschäftigt, später dann mit zunehmender Lustlosigkeit im Internet gesurft, zwischenzeitlich einige Telefonate geführt und sich mehr und mehr nach dem vermeintlichen Sinn seines Tuns gefragt. Eigentlich wäre er lieber zusammen mit Lina in die Rechtsmedizin gefahren. Für ihn hatten Obduktionen nun mal etwas seltsam Magisches, aus irgendeinem unerfindlichen Grund stand er auf solche blutrünstigen Veranstaltungen. Es erschien ihm geradezu als Hochgenuss, dabei zuzusehen, wie die Rechtsmediziner ihre scharfen Klingen in totes, womöglich bereits im Verwesens begriffenes Fleisch versenkten oder die spärlichen Relikte einstigen menschlichen Seins wie ein Puzzlespiel zusammensetzen versuchten. Doch zu seinem Leidwesen hatte Heinig nun mal anders entschieden.

Ein freudiges »Bingo!« riss ihn schlagartig aus seinen Gedanken. Es kam aus Stahlbecks Mund und wurde von einem

lauten Knall begleitet, als er mit der linken Hand auf den Schreibtisch schlug. »Was ist denn mit dir los? Hast du im Lotto gewonnen? Ich gebe dir gerne meine Kontonummer«, sagte Christoph.

»Ich hab gar nicht gespielt«, entgegnete der Kollege trocken. »Aber dafür hab ich hier was Neckisches für dich.« Er machte eine theatralische Pause, ehe er fortfuhr: »Ich hab die Schützenvereine in Erfurt und Umgebung abgecheckt, einfach mal so. Und rate mal, was ich dabei Interessantes herausgefunden habe?«

»Ich halte nichts von Ratespielchen«, kam es zurück. »Also, spuck's schon aus.«

Es folgte eine dramaturgische Pause, ehe Stahlbeck endlich die Katze aus dem Sack ließ. »Udo Greiling ist seit mehreren Jahren eingetragenes Mitglied beim KSV.«

»KSV?«

»Das steht für Kerpslebener Schützenverein.«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Christoph begriff. »Hab ich das richtig verstanden? Greiling, dieser Typ, der mit Bock im Clinch lag, ist in so einem Ballerverein? Das würde bedeuten, dass er ganz legalen Zugriff auf Handfeuerwaffen hätte.«

»Hut ab, du bist ja 'n richtiger Schnelldenker«, erwiderte Stahlbeck. »Aber es wird gleich noch viel besser.«

»Lass hören!«

»Unser Freund hat sogar 'ne Waffenbesitzkarte.«

»Was du nicht sagst!«

»Und du wirst es kaum glauben, auf ihn war bis vor kurzem doch tatsächlich eine Walther P5 eingetragen. Ende Juni hat er die Knarre allerdings als gestohlen gemeldet. Wie kaum anders zu erwarten, ist sie seitdem nicht mehr aufgetaucht.«

Die Antwort bestand aus einem unschlüssigen Blick.

»Eine Walther P5, Kaliber neun Millimeter. Klingelt's jetzt endlich bei dir?«

»Moment mal«, sinnierte Christoph laut. »Wenn ich mich recht erinnere, war die Tatwaffe auch 'ne Neun-Millimeter.«